

Beunruhigende Gleichnisse*

Andreas RUSTERHOLZ

Die beunruhigende Situation des Menschen liegt darin, daß es trotz der grundsätzlichen Bedeutungslosigkeit der Gleichnisse doch welche gibt . . .¹

Helmut Richter

0 Franz Kafka : „Von den Gleichnissen“

Im Nachlaß von *Franz Kafka* findet sich ein kurzer Text, den *Max Brod* mit der Überschrift ›Von den Gleichnissen‹ versehen hat. Darin tauchen zwei widersprüchliche Ansichten über die Worte der Weisen auf, deren Worte „immer wieder nur Gleichnisse seien“. Die eine Ansicht wird von den vielen Klagenden, die andere von einem einzelnen, der Partei für die Weisen ergreift, vertreten. Der Text lautet wie folgt :

Viele beklagen sich, daß die Worte der Weisen immer wieder nur Gleichnisse seien, aber unverwendbar im täglichen Leben, und nur dieses allein haben wir. Wenn der Weise sagt : »Gehe hinüber«, so meint er nicht, daß man auf die andere Seite hinübergelien solle, was man immerhin noch leisten könnte, wenn das Ergebnis des Weges

*Dieser Aufsatz ist eine überarbeitete und leicht gekürzte Fassung des ersten Kapitels meiner im Jahr 1996 an der theologischen Fakultät der Universität Zürich eingereichten Akzessarbeit.

1 *Helmut Richter*, *Franz Kafka : Werk und Entwurf*, Berlin : Rütten und Loening 1962, S.220.

wert wäre, sondern er meint irgendein sagenhaftes Drüben, etwas, das wir nicht kennen, das auch von ihm nicht näher zu bezeichnen ist und das uns also hier gar nichts helfen kann. Alle diese Gleichnisse wollen eigentlich nur sagen, daß das Unfaßbare unfaßbar ist, und das haben wir gewußt. Aber das, womit wir uns jeden Tag abmühen, sind andere Dinge.

Darauf sagte einer : »Warum wehrt ihr euch? Würdet ihr den Gleichnissen folgen, dann wäret ihr selbst Gleichnisse geworden und damit schon der täglichen Mühe frei.«

Ein anderer sagte : »Ich wette, daß auch das ein Gleichnis ist.«

Der erste sagte : »Du hast gewonnen.«

Der zweite sagte : »Aber leider nur im Gleichnis.«

Der erste sagte : »Nein, in Wirklichkeit ; im Gleichnis hast du verloren.«

Franz Kafka²

Beiden gemeinsam ist die Einsicht, daß die Worte der Weisen wie auch die Gleichnisse von etwas sprechen, das außerhalb³ des täglichen Lebens liegt. Hingegen widersprechen sich die jeweiligen Einschätzungen dieses Sachverhalts diametral. Während die Klagenden den Worten der Weisen jede Relevanz absprechen, d.h. sie für im täglichen Leben unverwendbar halten⁴, weist der Eine⁵ darauf hin, daß die Gleichnisse

2 Zitiert nach : *Franz Kafka*, Beschreibung eines Kampfes. Novellen, Skizzen, Aphorismen. Aus dem Nachlaß, hrsg. von Max Brod [Gesammelte Schriften ; Band 5], 2. Ausgabe, New York : Schocken Books 1946, S.95.

3 Dieses 'außerhalb' wird später noch zu präzisieren sein. Vorerst kann nur gesagt werden, daß das sagenhafte Drüben offenbar irgendwie am Sagen haftet.

4 Das Subjekt des Satzes »aber unverwendbar im täglichen Leben« ist immer noch dasselbe wie im Satz zuvor, nämlich : »die Worte der Weisen«. D.h., die Identifizierung mit den Gleichnissen ergibt sich aus der Eigenschaft 'unver- ↗

von der „täglichen Mühe“ frei machen.⁶ Beide würden wohl ihre Ansicht mit dem Verweis auf denselben Sachverhalt begründen, daß nämlich die Gleichnisse von etwas sprechen, das außerhalb des täglichen Lebens liegt. Im folgenden soll zuerst untersucht werden, was hinter den jeweiligen Ansichten steht, und danach, weil die Worte der Weisen ihre befreiende Wirkung scheinbar nur dann entfalten können, wenn die richtige Einstellung dazu vorhanden ist, soll geklärt werden, was hier ‘verstehen’ heißt. Mit einigen Bemerkungen zur beunruhigenden Existenz von Gleichnissen soll dieser Aufsatz enden.

-
- ↘ wendbar’. Die vor dem ‘unverwendbar’ stehende adversative Konjunktion ‘aber’ erweckt den Eindruck, daß die Gleichnisse in den Augen der Klagenden zwar unverwendbar sind im täglichen Leben, aber darüber hinaus doch noch etwas mehr bieten. Ein solches Mehr gestehen die Klagenden wohl auch den Worten der Weisen zu, doch bleibt es ihnen verschlossen.
- 5 Da hier mit dem Einen eine bestimmte Person, nämlich der erste Sprecher des zweiten Teils, gemeint ist, verwenden wir im folgenden die Großschreibung.
- 6 Die Gleichnisse befreien weder vom täglichen Leben noch von den Dingen, mit denen man sich abzumühen hat, sondern im täglichen Leben von der Mühe des Alltags. *Klaus-Peter Philippi* (‘Parabolisches Erzählen’, Anmerkungen zu Form und möglicher Geschichte, in: Billen, Josef (Hg.), *Die deutsche Parabel, Zur Theorie einer modernen Erzählform* [WdF 384], Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1986, S.222–265) spricht davon, daß die Weisen „den Verzicht auf die konkrete Alltagsrealität“ (249) fordern, bzw. davon, daß die von den Weisen angebotene neue Existenz voraussetzt, daß „man sich selbst zum Gleichnis gemacht und aus dem begrenzten alltäglichen Dasein herausgelöst hat“ (256). Dagegen muß festgehalten werden, daß die Ebene des Alltages nicht verlassen wird. Ähnlich *Martin Beckmann*, der in seinem Aufsatz (Der Prozeß der ästhetischen Erfahrung in drei Parabelstücken Franz Kafkas, Seminar 28 (1992) 189–207) diesen Gegensatz als ein Gegenüber von Wirklichkeit und Fiktion (Literatur) versteht. Er verwirft die Haltung als phantastisch, daß „[d]ie imaginäre Bilderwelt der Literatur . . . Wirklichkeit werden“ (201) könne, und bezeichnet den Versuch des Menschen, „das ästhetische Spannungsverhältnis zwischen der Wirklichkeit und dem Imaginären aufzuheben“ (202), als „Selbstverlorenheit“ (ebd.).

1 Analyse des Textaufbaus

Der mehr oder weniger augenfälligen Zweiteilung des Textes in eine Darstellung der Klage und einen erzählten Dialog (markiert durch ein abgrenzendes ‘darauf’⁷) korrespondiert die Verteilung der Tempora in den beiden Teilen. Die Darstellung der Klage steht im Präsens, während die Schilderung des Dialogs – aber nicht der Dialog selbst – im Präteritum (Imperfekt) abgefaßt ist. Mit *Harald Weinrich*⁸ verstehen wir diese Tempora nicht als Hinweis auf eine zeitliche Einordnung⁹, sondern als Ausdruck einer bestimmten „Sprechhaltung“¹⁰ und somit als Hinweis auf

-
- 7 Das ‘darauf’ ist mit *Ulrich Engel* (Deutsche Grammatik, Heidelberg: Groos; und: Tokyo: Sansyusya Publ.: 1988) als „direktives Adverb“ anzusprechen (751 [P 100]). Es weist darauf hin, daß der zweite Teil sachlich den ersten voraussetzt.
- 8 *Harald Weinrich*, *Tempus, Besprochene und erzählte Welt*, 3. Aufl. (unveränd. Neuauflage der 2., völlig neubearbeiteten Aufl. von 1971 [1. Aufl. 1964]), Stuttgart; Berlin; Köln; Mainz: Kohlhammer 1977
- 9 Etwa das Präsens des ersten Teils als zeitlich indifferent bzw. zeitlos gültig (vgl. *Engel*, Grammatik 414 [V 027], [s. Anm. 7]) und das Präteritum des zweiten Teils als „Sachverhalt in der Vergangenheit“ (416 [V 028]; im Original hervorgehoben), der „wirklich und für die Gesprächsbeteiligten nicht weiter von Belang ist“ (ebd.; im Original hervorgehoben). In bezug auf die beiden Teile würde dies bedeuten, daß auf dem Hintergrund der ewigen Klage einmal ein Gespräch stattfand, das allerdings zu nichts führte und deshalb auch nichts zur Lösung betragen kann. Dies steht in einem diametralen Gegensatz zur weiter unten vertretenen Deutung, denn auf das Gespräch kann nicht verzichtet werden, auch wenn es keine endgültige Lösung bietet. Die Unterscheidung von *Weinrich* kann einen besonderen Akzent hervorheben, der sonst wohl untergehen würde.
- 10 Unter *Sprechhaltung* versteht *Weinrich* eine durch festgelegte Tempora angezeigte Art und Weise, „den Hörer in der Rezeption eines Textes in bestimmter Weise zu beeinflussen und zu steuern“ (Tempus 33 [s. Anm. 8]). Die Tempora wirken also als Signale, die dem Hörer (bzw. dem Leser) eine dem Sprecher (bzw. dem Text) entsprechende Einstellung ermöglichen sollen. Er unterscheidet zwei Tempus-Gruppen, d.h. zwei Weisen der Beeinflussung der Hörer, nämlich die Tempus-Gruppe der *erzählten Welt* und die der *be-* ↗

eine bestimmte „Kommunikationssituation“¹¹. Seiner Aufteilung in zwei Tempus-Gruppen folgend ist Teil I als besprochene Welt und Teil II – die direkte Rede ausgenommen – als *erzählte Welt* anzusprechen, denn in Teil I dominiert das Präsens und in Teil II das Präteritum. Das temporale Adverb ‘immer’ im ersten Satz des ersten Teils verweist auf die Gegenwart. D.h., dieser Text der besprochenen Welt geht den Leser unmittelbar etwas an, denn man hat auch jetzt noch Grund zur Klage. Da der zweite Teil durch kein weiteres temporales Adverb bestimmt ist, ist er gegen *Engel*¹² ebenfalls in der Gegenwart anzusiedeln¹³.

Im ersten Teil wird die Ansicht der Klagenden¹⁴ dargelegt. Der Erzähler enthält sich zwar jeden Kommentars, reiht aber sich und die Leser, die sich auf dieses Angebot einlassen, im letzten Teil des ersten Satzes durch den Wechsel vom ‘sie’ zum ‘wir’ und durch den Wechsel vom Konjunktiv der indirekten Rede zum Indikativ mit unter die Klagenden ein. Der Erzähler macht sich somit die Sache der Klagenden zu eigen und

↘ *sprochenen Welt*. Durch die Verwendung besprechender Tempora gibt der Sprecher (bzw. der Autor) „zu erkennen, daß er beim Hörer für den laufenden Text eine Rezeption in der Haltung der *Gespanntheit* für angebracht hält“ (33 ; Hervorhebung im Original), und „[d]urch erzählende Tempora gibt er in Opposition dazu zu verstehen, daß der in Frage stehende Text im Modus der *Entspanntheit* aufgenommen werden kann.“ (ebd. ; Hervorhebung im Original).

11 *Weinrich*, Tempus 33 (s. Anm. 8). D.h., gespanntes bzw. gespanntes *Reden* entspricht im Idealfall gespanntem bzw. gespanntem *Hören*.

12 *Engel* bezeichnet das Präteritum als „das einzige reine Vergangenheitstempus“ (Grammatik 496, s.a. 416 [s. Anm. 7]).

13 Ähnlich *Strohschneider-Kohrs*, die den zweiten, „durch die präteritale inquit-Formel“ eingeleiteten Teil „als eine Aussage aus der gleichen, unveränderten Gesamtsituation“ versteht (Erzähllogik und Verstehensprozeß in *Kafkas Gleichnis* ›Von den Gleichnissen‹, in : Billen, Josef (Hg.), *Die deutsche Parabel, Zur Theorie einer modernen Erzählform* [WdF 384], Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1986, S.292–321, da S.298).

14 Im folgenden wird abwechselnd auch von den *Vielen* gesprochen. Da damit eine bestimmte Gruppe – nämlich diejenigen, die sich beklagen – gemeint ist, verwenden wir wie bereits für den Einen die Großschreibung.

versucht auch den Leser in diese Bewegung mit hineinzunehmen.

Der zweite Teil schließt mit einem 'darauf' daran an und berichtet in einem kurzen Dialog vom Einwand eines einzelnen und der Entgegnung durch einen anderen. Dieser andere ist zwar nicht explizit gekennzeichnet, doch rechtfertigt es die Art, wie er antwortet – d.h. weil er den Einwand den unfaßbaren Gleichnissen zurechnet –, ihn im folgenden als Vertreter der Klagenden anzusprechen. Der erste Sprecher hingegen, der ebenfalls nicht explizit gekennzeichnet ist, soll im folgenden nicht als Weiser und auch nicht als Vertreter der Weisen angesprochen werden, denn es gibt Indizien dafür, daß es sich um jemanden handelt, der – im Unterschied zu den Klagenden – die befreiende Wirkung der Gleichnisse erfahren hat und sich deshalb für die Worte der Weisen einsetzen kann (s. Abschnitt 3. 2). Daß Teil II keine Erklärung dafür bietet, wie die Aufforderung der Weisen 'eigentlich'¹⁵ gemeint ist, und dazu der Vertreter der Klagenden den Einen nicht als Weisen wahrnimmt, sind wohl zwei erste Indizien dafür, daß dieser Eine kein Weiser ist. Zu letzterem ist festzuhalten, daß der Klagende wohl auf diese 'rhetorische' Wette, die seine Unsicherheit verrät, verzichten würde, wenn er den Einen eindeutig als Weisen identifizieren könnte. Zu ersterem ist zu sagen, daß der Vorwurf, den Gleichnissen nicht zu folgen, d.h. nicht richtig damit umzugehen, natürlich auch von einem Weisen erhoben werden könnte,

15 Zum Problem von 'eigentlich' und 'uneigentlich': Die Klage der Vielen, die sich an der Unverständlichkeit der Gleichnisse entzündet, müßte eine Tradition, die Gleichnisse primär als aus didaktischen Gründen notwendig betrachtet, stützig machen. Die Vielen sehnen sich nicht nach eigentlicher Sprache, denn sonst würden sie sich an die Weisen wenden und sie bitten, doch gefälligst etwas verständlicher – d.h. nicht mehr in Gleichnissen – zu sprechen. Wenn nun die Aufforderung der Weisen gar nicht 'uneigentlich' gemeint ist und deshalb auch nicht ins 'Eigentliche' übersetzt werden kann, so bedeutet dies, daß über die durch die Gleichnisse gewährte Freiheit unter Absehung von den Gleichnissen nicht gesprochen werden kann.

der – ob des Starrsinns der Vielen etwas unmutig geworden – ihnen Ignoranz vorwirft. Doch ist dies, wie der Verlauf der Dialogs zeigt, eher unwahrscheinlich. Der Text kennt also nicht nur viele Klagende und wenige (?) Weise, sondern noch eine weitere Gruppe von unbestimmter Größe, die durch den Einen repräsentiert wird.¹⁶ Wäre der Eine als Weiser anzusprechen, so würde dadurch eine strikte Zweiteilung entstehen, was wohl darauf hinausliefe, daß die Worte der Weisen, obwohl sie den Klagenden gelten, auf jeden Fall zum Scheitern verurteilt sind. Der dadurch entstehende unüberwindliche Hiatus zwischen diesen beiden Gruppen würde entweder die Worte der Weisen als sinnlos ausweisen, oder den Leser auf die einsame Suche nach einem Sinn schicken.¹⁷

16 Daß diese betreffenden Gruppen nicht einfach gleichberechtigt nebeneinander stehen, wird aber primär nicht durch das Zahlenverhältnis angedeutet, sondern vor allem durch die Charakterisierung der Vielen als Klagende und durch die Einstellung des Einen, der offensichtlich mit den Worten der Weisen umzugehen weiß, und wohl auch dadurch, daß die Vielen 'lediglich' von Hilfe sprechen, der Eine aber von Befreiung.

17 So *Strohschneider-Kohrs*, die das Fehlen einer entsprechenden Kennzeichnung als eine der „notwendigen Aussparungen dieses Textes“ (Erzähllogik 302 [s. Anm. 13]) versteht: Würde der Eine als 'Weiser' bezeichnet, so würde „die gebotene Zurückhaltung der 'Wissenden', das Eigentümliche der 'Demut' . . . verletz“ (ebd. Anm. 33) erscheinen. Dieser Hiatus führt dazu, daß „das von den Gleichnissen Gemeinte . . . dem Hörer-Verstehen anheimgestellt“ (313) wird (vgl. dazu Anm. 28). Auch *Peter Rusterholz*, der den Einen als „Sprecher der Weisen“ (Über die (Un-) Interpretierbarkeit literarischer Texte, *Zeitschrift für Semiotik* 15 (1993) 303–317, S.307) anspricht, rechnet scheinbar ausschließlich mit der „produktive[n] Aktivität des Lesers“ (308). Bei richtigem Zugang zum Text „kann dies zur Kreation von Deutungshorizonten führen, die in den Texten nicht enthalten, aber angelegt sind.“ (309) Verschiedene Formulierungen deuten an, daß der Leser das Subjekt dieser Kreation ist. Deutlicher formuliert dies *Rüdiger Zymner* in seiner kurzen Besprechung von *Kafkas* Text: Er spricht von einem „durch den Dialog gebildete[n] Appell des Textes“ (Uneigentlichkeit, Studien zu Semantik und Geschichte der Parabel, [Diss. Univ. Freiburg (Schweiz), 1990], Paderborn; München; Wien; Zürich: Schöningh 1991 [Explicatio, Analytische Studien zur Literatur und Literaturwissenschaft], S.274), der sich darauf richte, „den verwirrenden Zusammenhang der einzelnen Redebeiträge zu klären“ (ebd.).

2 Die Klage der Vielen

2. 1 Die Klage des ersten Teils

Bereits die ersten Worte des Textes geben einen wichtigen Hinweis auf die Situation, in der sich die Klagenden befinden. Die Vielen nennen weder Angeklagte noch eine Instanz, an die die Klage gerichtet ist, sondern – im durch die Konjunktion ‘daß’ eingeleiteten Objektsatz – nur den Grund der Klage. Es handelt sich also nicht um eine Gerichtssituation, sondern die sich Beklagenden sind mit sich allein.¹⁸ Dem entspricht auch ihr Eingeständnis, daß sie nur das tägliche Leben und nur die Dinge hätten, womit sie sich jeden Tag abmühen, und sonst nichts. Was sie zur Klage veranlaßt, ist jedoch nicht die Mühe des Alltags. Damit könnten sie sich wohl noch arrangieren, wenn sie nicht ihre Hoffnung auf die Worte der Weisen gesetzt hätten. Zur Klage veranlaßt sie hingegen die Enttäuschung dieser Hoffnung, was dazu führt, daß sie diese Worte als „unverwendbar im täglichen Leben“, als „nur Gleichnisse“ bezeichnen.¹⁹ Was sie genau erwarten, geht erst aus der dreiteiligen Besprechung des Beispiels hervor. Sie versprechen sich Hilfe von den Worten der Weisen und zwar, wie der letzte Satz des ersten Teils zeigt, Hilfe bei der

18 Die Vielen beklagen *sich*. Das Reflexivpronomen (Funktionsobjekt) ‘sich’ kann nicht weggelassen werden, denn sie beklagen weder *einen Umstand*, der sie als solcher nur indirekt beträfe, noch beklagen sie sich *über jemanden*, dem die Verantwortung für die Umstände zugeschoben werden könnte, noch beklagen sie sich *bei jemandem*, etwa direkt bei den Weisen, deren Worte ja unmittelbarer Anlaß der Klage sind. Die Klagenden rechnen also weder damit, gehört zu werden, noch suchen sie die Auseinandersetzung mit den Weisen. Wie aber der Einwand des Einen zeigt, verhält die adressatenlose Klage trotzdem nicht ganz ungehört.

19 Die Reihenfolge wurde hier bewußt umgekehrt, denn die Betonung liegt auf der Unverwendbarkeit. Das Mehr der Gleichnisse (vgl. dazu Anm. 4) spielt für die Klagenden keine Rolle.

Bewältigung der mühevollen Dinge des Alltags. Als Hilfe wird jedoch nur anerkannt, was sich bezüglich des Ergebnisses ausweisen kann. Erst wenn erwiesen ist, welcher Ertrag zu erwarten ist, wird erwogen, ob der Weg unter die Füße zu nehmen sei, d.h., erst wenn man sämtliche Risiken kennt und sorgfältig bewertet hat, ist man allenfalls bereit, sich auf den Weg zu machen. Gemäß den Klagenden spricht der Weise aber nicht vom Alltag, sondern von irgendeinem sagenhaften Drüben, d.h. von etwas, das außerhalb des täglichen Lebens liegt und ihnen als solches unerreichbar ist. Als solches ist es nicht nur den Klagenden unbekannt, auch die Weisen können es nicht näher bezeichnen. Von einem derart unfaßbaren Drüben kann, so die Folgerung der Klagenden, keinesfalls Hilfe erwartet werden. Insofern ist die anschließende Bemerkung, die die Gleichnisse, genauer : „[a]lle diese Gleichnisse“ (Hervorhebung A. R.), auf die Tautologie, daß das Unfaßbare unfaßbar sei, und somit auf etwas bereits Bekanntes reduziert, verständlich.²⁰ Der letzte Satz des ersten Teils bestätigt nochmals die von den Klagenden empfundene Beziehungslosigkeit von Hüben und Drüben. Die Aufforderung lautet allerdings „Gehe hinüber“ und nicht „Gehe ins Drüben“. Dies veranlaßt zur Frage, wie das Drüben in den Gleichnissen zur Sprache kommt.

2. 2 „Gehe hinüber“ oder : „Folge den Gleichnissen“?

Das Beispiel für die Worte der Weisen, d.h. die Aufforderung ‘Gehe hinüber’ und die daran anschließende Erläuterung, betrachten wir nicht als ein beliebiges Exempel, das lediglich die Unverwendbarkeit der Gleichnisse demonstrieren soll, sondern verstehen es als einen Hinweis,

²⁰ Die angesichts dieser ‘Überflüssigkeit’ der Gleichnisse den Weisen zu stellende Frage, warum sie überhaupt Gleichnisse erzählen, scheint den Klagenden nicht einzufallen, oder darf man aus ihrem Schweigen schließen, daß sie erkannt haben, daß die Weisen nicht anders sprechen können?

der ziemlich direkt das Problem, nämlich den *Hiatus von täglichem Leben und sagenhaftem Drüben*, benennt, und zwar so, wie es die Klagenden wahrnehmen. *Helmut Arntzen* macht in einem Aufsatz²¹ zu diesem Text darauf aufmerksam, daß „nicht genau auszumachen“ ist, ob das, was auf die Klage folgt, „Referat dessen ist, was viele sagen, oder Feststellung des Autors“²², geht aber nicht näher darauf ein, welche Konsequenzen eine solche Unterscheidung mit sich bringen würde. Die Annahme, die Feststellung des Autors (Erzählers) würde inhaltlich von der Meinung der Klagenden abweichen, verdunkelt die Position der Klagenden völlig, d.h., sie erschienen dann nur noch als Klagende, und die Gründe für ihre Klage blieben unbekannt. Diese Unterscheidung ist jedoch nicht allein aufgrund dieser Überlegung abzuweisen, sondern auch wegen des bereits in der Analyse des Textaufbaus erwähnten Übergangs vom distanzierten ‘Sie’ zum ‘Wir’, der keine Differenzierung mehr zuläßt, bzw. alle unter der einen Klage versammelt. Viel interessanter ist hingegen die Frage, ob das ‘Gehe hinüber’ einen Weisen zitiert, oder ob es eine Zusammenfassung der Worte der Weisen durch die Klagenden ist, eine Zusammenfassung in Gleichnisform und insofern ihr Gleichnis für die Gleichnisse der Weisen.

Für die Klagenden scheint vor allem das ‘Hinüber’, das sie im folgenden als ‘sagenhaftes Drüben’ relativ ausführlich behandeln, problematisch zu sein. Dabei geht jedoch das ‘Gehen’ vollständig unter. Bevor letzteres besprochen werden kann, müssen die Konsequenzen der Betonung des ‘Hinüber’ bedacht werden :

A) Das ‘Hinüber’ verweist auf einen Ort, der vom gegenwärtigen Ort

21 Franz Kafka : Von den Gleichnissen, in : Billen, Josef (Hg.), Die deutsche Parabel, Zur Theorie einer modernen Erzählform [WdF 384], Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1986, S.151–159.

22 *Arntzen*, Kafka 155 [s. Anm. 21].

entfernt ist ; in unserem Fall also entfernt von den Klagenden und den Weisen.²³ Die Vielen bezeichnen diesen Ort als ‘sagenhaftes Drüben’ und rücken durch diese Substantivierung das Drüben in den Mittelpunkt. Im Gegensatz zum bloßen ‘hinüber’, das offen läßt, wie jener Ort aussieht, kann nun das ‘sagenhafte Drüben’ als explizit benanntes Ziel Objekt ihrer Beschreibung werden, einer Beschreibung, die aus ersichtlichen Gründen nur negativ ausfallen kann.²⁴ Sie ist dreiteilig und sieht wie folgt aus :

1) *Sie kennen das Drüben nicht* : Es gehört nämlich nicht zum Alltag bzw. läßt sich im täglichen Leben nirgends lokalisieren, sondern gehört in einen Bereich, der ihnen völlig fremd ist. Unklar bleibt, ob überhaupt, und wenn ja, wie sie sich jenen Bereich vorstellen. Da für sie das Unfaßbare unfaßbar bleibt, läßt sich nichts Genaueres darüber sagen.

2) *Es kann vom Weisen nicht näher bezeichnet werden* : Es bleibt bei einem Verweis, der auf jede sich selbst rechtfertigende Begründung verzichten muß. Geworben werden kann nicht mit einem attraktiven Drüben, sondern ‘nur’ mit der Befreiung von der täglichen Mühe. Obwohl es frei macht, kann niemand sagen, was dort zu finden ist. Oder – weil das ‘dort’ einer erneuten Substantivierung erliegen könnte – genauer : es ist nicht einmal auszumachen, ob sie an eine lediglich fiktive Gegenwelt oder an eine Transzendenzdimension denken.

3) *Aus Punkt 1 und Punkt 2 folgt für die Klagenden, daß es ihnen hier nichts helfen kann* : Interessant ist vor allem das Verb ‘helfen’, das das, was bisher schlicht Unverwendbarkeit hieß, etwas genauer hervortreten läßt : die Klagenden erwarten Hilfe. Hilfe kommt, auch wenn es lediglich Hilfe zur Selbsthilfe ist, von außen. Hilfe bzw. die Bereitschaft, sie zu

23 Wären die Weisen an diesem entfernten Ort, so würde die Aufforderung wohl ‘Komm herüber’ lauten.

24 Angezeigt durch das zweimalige ‘nicht’ und einmal durch ‘nichts’.

akzeptieren, setzt allerdings nicht voraus, daß man sich eines Defizits bewußt ist. In unserem Fall warten die Klagenden jedoch darauf. Diese Erwartung wird geleitet von den kleinen Defiziten (Plural!) des täglichen Lebens, für die sie sich von den Worten der Weisen Abhilfe versprechen. Diese verheißen jedoch Befreiung von der Mühe (Singular!) des Alltags. Selbst wenn 'Mühe' als Kollektiv sämtliche einzelnen Dinge umfaßt, geht es um etwas qualitativ anderes. Doch fällt dieses dem aus dem Alltag gewonnenen Maßstab, an dem sich alles – auch die Hilfe – messen lassen muß, zum Opfer.

Angesicht einer derart durch Negationen geprägten Beschreibung verwundert es nicht, daß eine positiv gestaltete Beziehung unmöglich ist. Wenn man demgegenüber das 'hinüber' als direktives Adverb, das lediglich eine Richtung anzeigt, ernst nimmt, sieht man, daß das Drüben als solches nicht zur Sprache kommt, sondern im Verweis nur angedeutet wird. Dies wird von den Klagenden mit ihrer Aussage, daß die Weisen das sagenhafte Drüben nicht näher bezeichnen können, indirekt bestätigt (s.o. Punkt 2). Insofern steht also in der Zusammenfassung zu recht 'hinüber'.²⁵ Wenn dem so ist, müßte eher danach gefragt werden, wie das für die Klagenden unproblematische 'gehen' gemeint ist. Dafür spricht vor allem die Tatsache, daß der Einwand des Einen im zweiten Teil das 'Gehen' thematisiert und nicht das 'hinüber' (s.u.).

B) Die Klagenden verstehen unter 'Gehen' eine Bewegung von einem Punkt A nach B. Im Punkt A halten sie sich auf, zum Punkt B sollen sie – so ihr Verständnis – gehen. Da sie aber zuerst wissen wollen, was dort zu finden ist, kommen sie gar nicht dazu, sich auf den Weg zu machen. Diese Fokussierung auf das Ziel führt zu obengenanntem Hiatus von täglichem Leben und sagenhaftem Drüben und läuft in den Augen der

25 Es wären auch andere Formulierungen denkbar, etwa: „Gehe nach Drüben.“

Klagenden auf eine absolute Trennung hinaus. Sie können somit gar nicht in Versuchung kommen, das Wagnis des Gehens auf sich zu nehmen. ‘Gehen’ wird von ihnen offenbar als Aufforderung zu etwas verstanden, das ihnen möglich ist. Daß es aber offensichtlich nicht möglich ist, liegt für sie nicht am Gehen selbst, sondern an der Unklarheit bezüglich des Wohin. Dies präsentiert sich ihnen als Gegensatz zwischen ‘Tun’ und ‘Nicht-tun-Können’. Ein erster Anhalt, daß dem nicht so ist und daß der Gegensatz anders anzusetzen ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Weisen offenbar nicht Hinübergegangene sind. Ein weiterer Hinweis (dazu müssen wir etwas vorgreifen) ergibt sich aus dem Einwand des Einen, der den Vielen vorwirft, sie wehrten sich. Dieser Einwand, der nicht dazu führt, daß sie nachher hinübergehen können, weist in eine andere Richtung. Wehren kann man sich gegen einen Anspruch, der einem gegenüber erhoben wird. Ansprüche wiederum können zum einen zu einem Tun und zum andern dazu auffordern, etwas mit sich geschehen zu lassen ; es gibt also Ansprüche, die mit der Aktivität des Gegenübers, und solche, die mit seiner Passivität rechnen. Die Bereitschaft der Klagenden, alles zu tun, was ihnen Hilfe verheißt, deutet darauf hin, daß ‘Sich-Wehren’ hier das letztere meint.²⁶ Der damit angedeutete Gegensatz besteht also im Gegenüber von ‘Tun’ und ‘Etwas-mit-sich-geschehen-Lassen’.²⁷

Diese Überlegungen haben erstens gezeigt, daß vom Drüben nur im Verweis gesprochen wird, d.h., daß es als solches gar nicht zur Sprache kommt, und daß – anders als bei den Klagenden – das Hauptgewicht auf

26 Zum Verhältnis von ‘wehren’ und ‘Folgen’ im Einwand des Einen vgl. Abschnitt 3.2.

27 Es handelt sich dabei aber keinesfalls um den Gegensatz von ‘Hinübergehen’ und ‘Sich-hinübertragen-Lassen’, denn man bleibt hier.

dem Gehen liegt. Es wäre also sachgemäßer – aber wohl genauso leicht mißzuverstehen –, wenn man mit dem Einen sagen würde: „Folge den Gleichnissen“.²⁸ Dies führt uns zweitens zur Frage nach der Herkunft der Worte zurück. Sie muß jedoch anders gestellt werden, denn entscheidend ist nicht, ob die Aufforderung ein Zitat darstellt oder eine sachgemäße Zusammenfassung²⁹ der Worte der Weisen durch die Klagenden, sondern der Umgang damit. Daß das Verständnis der Klagenden auf eine Bestätigung ihres Vorurteils hinausläuft, mag sie selbst in ihrer Einschätzung der Worte der Weisen bestärken, läßt sie aber in ihrer Klage allein.

2. 3 Die Wette im zweiten Teil

Der Alltag ist offenbar das einzige Kriterium der Vielen. An ihm muß sich alles bewähren, indem es seine Verwendbarkeit erweist, d.h., es muß Hilfe bieten in einer konkreten Angelegenheit des täglichen Lebens. Angesichts dieser Einstellung erscheint nun auch die Wette, die der eine

28 Gegen *Strohschneider-Kohrs* ist festzuhalten, daß das Objekt ‘den Gleichnissen’ nicht als „verkürzende[. . .], aber auch sinnschwere[. . .] Wendung“ (Erzähllogik 303 [s. Anm. 13]) folgende, von ihr vorgeschlagene Formulierung tritt: „dem, was ‘diese Gleichnisse sagen’“ (ebd.). Diese Paraphrase zeigt, daß *Strohschneider-Kohrs* den Text als Handlungsanweisung versteht, die aber „als das von Gleichnissen Gemeinte . . . *nicht* schon als explizierte Aussage der Texte existiert“ (313; Hervorhebung im Original), denn „die Worte der Weisen [sagen] nichts im *Wortsinn*“ (302; Hervorhebung im Original). Trotzdem ersetzte sie das Wort ‘Gleichnis’ durch die – wie sie selbst eingesteht – wenig genaue Wendung ‘sinnhafte Rede’ (vgl. 307), wobei die Suche nach dem Gemeinten, „dem Hörer-Verstehen anheimgestellt“ (313) ist. Zu dieser ‘sachten Korrektur’ vgl. auch Anm. 29.

29 Etwas anderes als eine sachgemäße Zusammenfassung anzunehmen, verbietet sich – will man nicht der Willkür erliegen – aus methodischen Gründen. Die Formulierung „Folge den Gleichnissen“ soll daher eher als weiterer Hinweis denn als Korrektur angesehen werden. Und zwar als Hinweis, der nicht von anderer Gestalt sein kann als der erste und deshalb auch die erste Formulierung („Gehe hinüber“) weder ersetzt noch überflüssig macht.

Vertreter der Klagenden um die Richtigkeit der eigenen Ansicht abschließt, als die einzig 'vernünftige' Reaktion auf die vorwurfsvolle Frage, warum sie sich wehrten. Die Frage konnte kaum anders denn als unberechtigter Vorwurf empfunden werden, denn von Abwehr kann nicht die Rede sein ; sie sehnen sich ja geradezu nach Hilfe (s.o.). Der in seiner Erwartung enttäuschte Vertreter der Klagenden vermag dann auch den auf den Einwand folgenden Hinweis auf die befreiende Wirkung der Gleichnisse nicht mehr zu hören. Mit seiner Wette hat er den Worten dessen, der trotz allem auf die Klage reagiert, kein Gehör gewährt und ihnen so die Möglichkeit, zu wirken, entzogen. Diese Wette verhindert auch noch den letzten Widerspruch, der ihm an dieser Stelle vielleicht noch möglich gewesen wäre. Zu widersprechen vermag er allerdings der zustimmenden Reaktion des Einen, indem er, der keinen Ertrag zu erkennen vermag, den Gewinn nicht im Alltag, sondern in jenem sagenhaften Drüben des Gleichnisses verortet. Dem widerspricht nun der Eine, denn mit der Wette, die auch diesem Gleichnis das Gehör verwehrt, hat der Wettende den Boden des täglichen Lebens erneut zum ausschließlichen Maßstab seines Urteils gemacht. Im Gleichnis habe er – so der Eine – verloren. Obwohl ihm dieser aber in der Wirklichkeit einen Gewinn zugesteht, wird er einen solchen wohl kaum erkennen können. Es bleibt ihm also nur wieder die Klage.³⁰

30 Eine methodische Bemerkung zur Qualifizierung der Vielen : Wer deren Standpunkt als »naive Wirklichkeitsgläubigkeit« (*Beckmann*, Prozeß 206 [s. Anm. 6]) bezeichnet oder von einem »trivialisier(te)n Wirklichkeitsbezug« (*Strohschneider-Kohrs*, Erzähllogik 308 [s. Anm. 13]) spricht, macht eine Unterscheidung, die leicht zu Mißverständnissen führen kann und die meines Erachtens der Text in dieser Form nicht macht. Man teilt dann nämlich die Menschen auf in Wissende (hier : »Weise«) und Nichtwissende (hier : »Klagende«), wobei man sich selbst gerne zu den ersteren zählt, denen dann die durchaus ehrenvolle Aufgabe zufällt, aus den letzteren erstere zu machen. Wenn nun für *Kafka* die Gleichnisse selbst befreiend wirken und nicht nur ↗

3 Die Weisen und der Eine

3. 1 Die Aufforderung der Weisen

Die Weisen kommen nur einmal mit einer sachten Aufforderung³¹ zu Wort. Obwohl diese an der Einstellung der Klagenden scheitert, erheben sie keinen Einspruch in eigener Sache. Die Klage ließe ihnen dazu wohl auch gar keinen Raum. Sie verzichten darauf, ihr Wort zu verteidigen, und verzichten somit auf Argumente, die ihren Worten Glaubwürdigkeit verleihen sollen, denn die Worte müssen für sich selbst eintreten.³² Dieser Verzicht ist einerseits in der Sache selbst, andererseits in der Einstellung der Klagenden begründet. Die Weisen können die Sache nicht näher bezeichnen. Sie wissen zwar um dieses sagenhafte Drüben und können darauf verweisen, doch auch für sie bleibt das Drüben unfassbar, allerdings ohne daß dies der Sache Abbruch tut, denn sie sind ja bereits von der täglichen Mühe frei.³³ Doch selbst wenn sie ihre Aufforderung

- ↘ zur Befreiung anleiten, so heißt dies doch, daß es hier nicht um das Problem der Wissensvermittlung gehen kann.
- 31 'Sachte' ist diese Aufforderung, weil sie auf das gebieterische, Nachdruck verleihende Ausrufezeichen verzichtet – fast so, als wisse sie, wie wenig sie ausrichten kann. Dies zeigt – auch dann, wenn man diese Aufforderung als eine Zusammenfassung durch die Klagenden betrachtet – die Verletzlichkeit der Worte der Weisen.
- 32 D.h. es geht nicht einfach darum, daß *wenig* glaubwürdigen Worten *mehr* Glaubwürdigkeit zu verleihen wäre, sondern darum, daß ihnen von den Klagenden überhaupt *keine* Relevanz zugestanden wird. Der Anspruch der Worte wird also nicht wahrgenommen. Jede Art von Berufung auf eine 'Autorität', die von 'außen' die Worte stützen soll, könnte höchstens zu dem (erzwungenen) Zugeständnis führen, daß diese Worte einen Anspruch haben, würde aber nie bewirken, daß dieser Anspruch auch wahrgenommen wird, denn Wahrnehmung kann nicht erzwungen werden.
- 33 Wenn in diesem Zusammenhang überhaupt von Beziehung gesprochen werden kann, so ist diese nicht (oder jedenfalls nicht primär) auf der kognitiven Ebene anzusiedeln, sondern ist – insofern als es eine Art von 'Getragen-Werden' darstellt – als Lebensverhältnis zu beschreiben.

begründen könnten, würden sie wohl an der Einstellung der Klagenden scheitern, die nur ihre wohl aus dem Alltag gewonnen Kriterien gelten lassen. Wie die Aufforderung „Gehe hinüber“ zeigt, befinden sich die Weisen in derselben Wirklichkeit wie die Klagenden, d.h. im täglichen Leben, und keineswegs in jenem sagenhaften Drüben – sonst würde die Aufforderung wohl „Komm herüber!“ lauten, und sie könnten das Drüben näher bezeichnen. Sie haben aber einen Zugang zum Alltag, der sich von dem der Klagenden unterscheidet und der – weil mühelos – für die Klagenden attraktiv ist. Paradoxerweise ist es wohl dieser andere Zugang zum Alltag und gerade nicht das sagenhafte Drüben, das den Klagenden Grund zur Hoffnung auf Hilfe von den Weisen ist.

3. 2 Der Einwand des Einen

Einmal durchbrach einer³⁴, der von der befreienden Wirkung der Gleichnisse zu sprechen vermochte, diese Klage und ergriff Partei für die Weisen. Er sprach jedoch nicht davon, daß die Gleichnisse helfen, die mühevollen Dinge des Alltags zu bewältigen, sondern davon, daß bereits von der täglichen Mühe befreit sei, wer den Gleichnissen folgt. In seinen Augen sind sie also mehr als bloße Tautologien.³⁵ Besonders aufschluß-

34 Sein Votum wird hier als wichtiger Hinweis des Textes betrachtet, der im folgenden nicht durch den zweiten Sprecher korrigiert werden muß. Anders *Beckmann*, der die Wette als korrigierenden Einspruch gegenüber dem Votum des ersten versteht, der „sich anscheinend von illusionären Vorstellungen leiten“ läßt und darob „den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen“ verliert (beide Stellen: Prozeß 202 [s. Anm. 6]).

35 Wenn man wie *Beckmann* die Einstellung des Einen als Illusion bezeichnet, bedeutet dies, daß die den Gleichnissen adäquate Einstellung zwischen diesen beiden Positionen zu suchen ist – eine Suche, die der Erzähler dazu noch dem Leser überließe. Die Bewertung seiner Einstellung als Illusion hängt wohl vom Verständnis der folgenden Passage ab: „dann wäret ihr selbst Gleichnisse geworden“. *Beckmann* versteht dies als Bekenntnis des Einen, daß dieser „das Mögliche, auf das die Gleichnisse der Literatur abzielen, für realis /

reich sind nun Form und Inhalt seines Einwandes : Auf eine Frage, die aus seiner Sicht das Verhalten der Klagenden als ein ‘Sich-Wehren’ charakterisiert und die Gründe für dieses Verhalten erfragt, folgt, ohne daß er ihre Antwort abgewartet hätte, ein Konditionalsatz, der mit dem ‘Nicht-Folgen’ seine Charakterisierung der Klagenden aufgreift. Eine genauere Analyse des Konditionalsatzes zeigt, daß nicht das sagenhafte Drüben als solches im Zentrum des Interesses steht, sondern die Einstellung dazu.³⁶ Insofern kann der Einwand des Einen keinesfalls als Erklärung des ‘Gehe hinüber’, sondern höchstens als Wiederholung dieser Aufforderung verstanden werden.³⁷ Als solche, und weil sie damit den

↘ ierbar“ (Prozeß 201 [s. Anm. 6]) halte. Da eine solche Einstellung das Wesen der Literatur verkenne, sei sie abzulehnen (vgl. Anm. 34). Die Einstellung der Klagenden wird von *Beckmann* als „Standpunkt des Zweifels und der Kritik, den der naive Mensch der Funktion der Literatur gegenüber hegt“ (Prozeß 200) bezeichnet. Die richtige Einsicht werde „der ästhetischen Entdeckung des Lesers“ (202) überlassen. Wir haben hingegen obige Passage als Hinweis auf die Veränderung gelesen, die auf die Gleichnisse einstellt und eine ihnen entsprechende Existenz bewirkt, ohne dabei das tägliche Leben zu verleugnen. Der Text spricht also von der adäquaten Einstellung und will nicht den Leser auf die Suche danach schicken. Gleichzeitig soll hier nochmals darauf hingewiesen werden, daß sich die Klagenden auf das tägliche Leben beschränken, obwohl ihnen die erwartete Hilfe gerade nicht aus dem täglichen Leben zukommt.

36 Aus Platzgründen muss hier leider auf diese genauere Analyse verzichtet werden. Hier kann nur angedeutet werden, daß die ungewöhnliche Wahl der Tempora in Protasis und Apodosis darauf hinweist, daß das Geschehen zwar prinzipiell möglich, aber gleichzeitig nicht frei verfügbar ist.

37 Ähnlich *Charles Bernheim*, der zwar zuerst das Votum des Einen als Erklärung versteht : „The first speaker in this section appears to have taken upon himself the task of explaining the meaning of the wise man’s exhortation to “Go across”.“ (Crossing over : Kafka’s metatextual parable, MLN 95 (1980) 1254–1268, S.1260), gleich darauf jedoch einschränkend sagt : „His explanation, however, is itself in parabolic form, and hence just as useless in the daily life of the many as was the statement it purports to elucidate.“ (ebd.) Er versteht das Votum des Einen dann nicht nur als Ersatz, sondern auch als Wiederholung, denn : „From the point of view of parable, the substitution of one metaphoric discourse for another does no more than reveal the very principle of parabolic structure.“ (ebd.), sowie : „The exigency of parable seems to ↗

Blick aufs Verb lenkt, ist sie eine leise Korrektur der Ansicht der Klagenden, durch die die Aufforderung 'Gehe hinüber' nicht überflüssig wird, zumal, wie die Reaktion des Vertreters der Klagenden zeigt, die neben sie gestellte zweite Aufforderung 'Folge . . .' ebenso leicht mißverstanden werden kann. Die Form des Einwandes des Einen spricht dafür, daß keine der beiden Aufforderungen eine Tätigkeit meint, die aus eigenem Antrieb zu erbringen ist. Die Einstellung auf die Gleichnisse ist und bleibt unverfügbar. Ginge es lediglich darum, den Klagenden vorzuhalten, daß sie dieses Verhalten jetzt nicht erbringen, um sie kurz darauf zu belehren, würde dieser Konditionalsatz keinen Sinn machen.

Was für Konsequenzen hat dies nun in bezug auf den Standpunkt des Einen? Wenn das 'Gehen' bzw. das 'Folgen' unverfügbar ist, dann ist – auch von ihm selbst – nicht zu erklären, warum jemand bzw. er selbst den Gleichnissen folgen kann. Daß er eine entsprechende Erfahrung bereits aufzuweisen hat, wird im Text zwar nicht explizit erwähnt, kommt aber implizit dadurch zum Ausdruck, daß er an der Klage keinen Anteil hat, sondern ebenfalls in Gleichnissen spricht. Angesichts der Unverfügbarkeit des Verhaltens kann dies nur bedeuten, daß er einen Zugang zu ihnen gewonnen hat. Wenn er bereits von den Gleichnissen lebt, wird auch der von ihm den Klagenden gegenüber erhobene Vorwurf, daß sie sich wehren, verständlich. Er kann ihnen diesen in ihren Augen wohl ungerechten, in seinen Augen aber nicht ungerechtfertigten Vorwurf machen, weil sich ihm aufgrund seiner Erfahrung mit einem Gleichnis die

↘ remain the same no matter what the form of its expression.“ (ebd.). Seinem Schluß daraus, können wir aber nicht mehr folgen: „To follow the parable is to fuse into language is to die to the world and thus be free of one's daily labors.“ (1261). Auch die Weisen bleiben hier. Der letzte Punkt wird ebenfalls von *Beckmann* vom Standpunkt der Rezeptionsästhetik aus kritisiert, denn dies „hebt die ästhetische Distanz zwischen Literatur und Leben auf“ (Prozeß 204 [s. Anm. 6]).

Situation der Klagenden so darstellt. Da es ihm aufgrund der Unverfügbarkeit dieser Erfahrung unmöglich ist, entweder einen Anweg dazu zu erkennen, noch darauf zurückzublicken, gibt es nichts zu analysieren, nichts zu erklären und nichts zu entschuldigen. Er selbst kann – obwohl er sich trotz allem um ein Gespräch mit den Klagenden bemüht – nicht mehr anders als in Gleichnissen sprechen. Nur darum, und nicht weil er Zugang zu einem (geheimen) Wissen hat, stellt sich ihm das Verhalten der anderen als ‘Sich-Wehren’ und dementsprechend das eigene als ‘Folgen’ dar.³⁸

Der Vertreter der Klagenden ordnet in seiner Reaktion, nämlich der Wette, den Einwand des Einen den Gleichnissen zu und zeigt dadurch, daß ihm der Gewinn einer Einstellung zu den Gleichnissen erneut versagt blieb. Der Eine kann ihm danach nur noch recht geben, denn auf der Ebene der Wirklichkeit hat er die Wette gewonnen. Es ist ein Gleichnis. Doch wer darauf wettet, zeigt, daß er die Chance, die ihm durch das Gleichnis geboten wurde, verpaßt hat. Einerseits scheint der Eine mit seiner Charakterisierung nicht auf die Situation der Vielen Rücksicht zu nehmen, andererseits scheint er doch etwas von dieser Unverfügbarkeit zu ahnen, wenn er sich nicht dagegen wehrt, daß seine Frage und der Hinweis auf die mögliche Wirkung der Gleichnisse nicht bzw. ebenfalls nur als Gleichnis und somit als unverwendbar verstanden wird. Da es aber bereits zu spät ist, kann er unbelastet auf die Wette eingehen. Am

38 *Rusterholz* spricht davon, daß es zwar zwischen der Perspektive der Vielen und der der Weisen „keine Brücke“ (Interpretierbarkeit 307 [s. Anm. 17]) gibt, daß „[i]m Gegensatz zum Vertreter der Vielen [. . .] der Sprecher der Weisen aber die Brücke zum Widerpart“ (ebd.) sucht, „ja . . . offensichtlich sogar fähig [ist], sich die Perspektive des Gegners zu eigen zu machen“ (ebd.). Darin, daß der Eine mit seiner Reaktion auf die Klage der Vielen eine Brücke schlägt, können wir *Rusterholz* noch folgen. Aber: Der Eine läßt sich zwar nach seinem gescheiterten Einwand auf die Wette ein, doch bedeutet dies nicht, daß er sich die Perspektive des ‘Gegners’ zu eigen macht.

Beispiel dieses Einen wird klar, daß man die Gleichnisse nicht umgehen kann – sonst würden die Weisen sicher ‘verständlicher’ sprechen, oder der Eine könnte seinerseits eine Erklärung bieten –, und daß deshalb die Erfahrung der Befreiung nur an und mit den Gleichnissen gemacht werden kann.

4 Ein Klagelied voller Hoffnung auf die Gleichnisse

4. 1 Die beiden Positionen

Zuerst sollen die beiden Positionen nochmals kurz zusammengefaßt werden : Die Klagenden erhoffen sich Hilfe in einem einzelnen Fall, wobei sie diesen Fall bzw. die mühevollen Dinge des täglichen Lebens zum alleinigen Maßstab dessen machen, was helfen kann. Das Verlangen nach Hilfe entspringt einer bestimmten Situation und erlischt wohl mit der Beseitigung des Problems wieder. Dem werden die Worte der Weisen nicht gerecht, denn sie zielen nicht auf die Bewältigung einzelner Probleme, sondern bewirken eine Veränderung der Situation dessen, der ihnen zu folgen vermag. Die Ansicht der Klagenden beruht auf der Voraussetzung, daß im täglichen Leben das Defizit das Mittel diktiert und sich Hilfe, obwohl sie unverfügbar ist und von außen kommt, danach zu richten hat. Dies bestimmt ihre Erwartung derart, daß sie nicht mehr mit etwas anderem rechnen können. Die Worte der Weisen, die gerade nicht vom Alltag sprechen, haben ihnen deshalb auch nichts zu sagen, bzw. das, was sie in den Augen der Klagenden sagen können, ist ihnen bereits bekannt. Demgegenüber steht die Äußerung des Einen. Er spricht nicht von einzelnen Fällen, in denen er Hilfe erfahren hat, sondern von einer Veränderung der Situation, einer Veränderung, die offensichtlich einer gelungenen Begegnung mit den Gleichnissen zu verdanken ist. Ein

Vergleich mit der Einstellung der Klagenden läßt die Art der Veränderung bzw. das, was mit Befreiung gemeint ist, etwas deutlicher werden. Befreiung heißt, daß das Defizit der Dinge, denen die tägliche Mühe gilt, nicht mehr den Alltag bestimmt. Dieser kann mit seinen Defiziten in einem neuen Licht gesehen werden. Wenn der Eine die gelungene Begegnung als ‘Folgen’ und die Haltung der Vielen als ‘Sich-Wehren’ bezeichnet, gibt er dadurch zu verstehen, daß die Gleichnisse einen Anspruch erheben, der darauf angewiesen ist, daß man ihn nicht an der Entfaltung seiner Wirkung hindert. Die Klage der Vielen zeigt, daß dieser Anspruch weder gewaltsam durchgesetzt wird, so daß man sich ihm bedingungslos unterzuordnen hätte, noch so offensichtlich ist, daß man ihn einfach wahrnehmen muß.³⁹ Den Anspruch wahrzunehmen, bzw. die Gleichnisse zu verstehen, bedeutet hier offensichtlich Erkennen *und* Befolgen.⁴⁰ Wenn aber das ‘Folgen’ nicht verfügbar ist, dann gilt dies auch für das Erkennen. Die Form des Konditionalsatzes weist darauf hin, daß man nicht mehr tun kann, als die Befreiung den Gleichnissen zu überlassen.⁴¹

4. 2 Die Tempora der beiden Teile

Angesichts der Ergebnislosigkeit des zweiten Teils könnte man die Frage stellen, ob er etwas substantiell Neues bietet, oder ob er als Variation des ersten Teils lediglich die darin angesprochene Ausweglosig-

39 Dieser Anspruch läßt sich nicht aus dem Alltag ableiten. Solange die Vielen versuchen, die Erfahrungen der Weisen vor dem Hintergrund ihres eigenen Verständnisses vom Alltag zu erklären, kann er auch nicht an Evidenz gewinnen. Somit bleibt ihnen diese Erfahrung verschlossen, obwohl sie im Prinzip allen zugänglich wäre.

40 D.h. es geht um mehr als ein ‘Folgen’ im Sinn von ‘Einem-Vortrag-’ bzw. ‘Einem-Schauspiel-Folgen’, um mehr als um bloße Kenntnisaufnahme.

41 Nicht die Unverfügbarkeit, aber wohl das mangelnde Vertrauen ist möglicherweise Grund für die Seltenheit dieses Geschehens.

keit bestätigt.⁴² In der Tat ist in bezug auf die Klage mit dem ersten Teil bereits alles gesagt. Was sollte man der Aussage, daß „das Unfaßbare unfaßbar ist“, noch hinzufügen? Wenn man dazu noch den Einen als jemanden betrachtet, der mit einer – eher unglücklichen – Erklärung versucht die Situation zu retten, dann könnte man auf den zweiten Teil verzichten, zumal dieser von einem Gespräch berichtet, das erstens scheitert und das zweitens scheinbar (s.u. Punkt B) in der Vergangenheit stattgefunden hat, für den Leser also ohne Belang⁴³ ist. Nimmt man jedoch den Einwand des Einen ernst, so kann keinesfalls auf den zweiten Teil verzichtet werden. Er bietet nämlich trotz der dominierenden Klage Gelegenheit zur Begegnung mit einem Gleichnis. Damit ist vorweggenommen, daß dieser Text als Text, der eine solche Gelegenheit bietet, direkt die Situation des Lesers anspricht, auch wenn eine entsprechende temporale Bestimmung fehlt.⁴⁴

A) Der erste Teil berichtet im Tempus der besprochenen Welt von der Klage der Vielen. Mit *Weinrich*⁴⁵ und *Engel*⁴⁶ heißt dies für das darin

42 Vgl. *Strohschneider-Kohrs* (Erzähllogik 299 [s. Anm. 13]) sowie *Rusterholz* (Interpretierbarkeit 306 [s. Anm. 17]).

43 Vgl. Anm. 9.

44 Einzig das „immer wieder“ zu Beginn des Textes weist in Richtung zeitlose Gültigkeit und unterstreicht damit die Aktualität des Problems.

45 Vgl. Anm. 10.

46 In beiden Fällen seien diese Sachverhalte „für die Gesprächsbeteiligten nicht weiter von Belang“ (*Engel*, Grammatik 422 ; sowie 452 [s. Anm. 7]). Unter „von Belang“ versteht *Engel* eine den Verbformen zukommende Eigenschaft, die anzeigt, inwiefern „der Sprecher sich von dem Geschehen noch unmittelbar betroffen fühlt“ (415). Diese Betroffenheit wird durch die Wahl entsprechender Verbformen auch dem Gesprächspartner mitgeteilt (vgl. ebd.). Seine Unterteilung deckt sich in etwa mit der von *Weinrich*. Präsens und Perfekt (für *Weinrich* Tempora der besprochenen Welt) bezeichnen gemäß *Engel* Sachverhalte, die „für die Gesprächsteilnehmer von Belang“ sind (414 bzw. ähnlich 450) ; Präteritum und Plusquamperfekt (für *Weinrich* erzählte Welt) bezeichnen Sachverhalte, die „für die Gesprächsbeteiligten nicht weiter von Belang“ sind (416 bzw. ähnlich 451).

Beschriebene, daß es den Leser unmittelbar etwas angeht, bzw. für ihn von Belang ist. Dies zeigt sich auch am Übergang zum 'wir', das sowohl den Erzähler wie auch den Leser unter dieser Klage versammelt (s. Abschnitt 1).⁴⁷ Auffällig ist nun der durch das eine Perfekt („und das haben wir gewußt“) angezeigte Wechsel der Sprechperspektive. Auffällig ist dies deshalb, weil an dieser Stelle auch das Präsens (z.B. : „und das wissen wir doch“; oder unpersönlich : „und das versteht sich doch von selbst“) stehen könnte. Das Perfekt weist auf eine Rückschau hin, auf ein Wissen, das der Begegnung mit den Worten der Weisen vorangeht und als solches wohl einer glückenden Begegnung im Wege steht. Es kann jedoch nicht durch eine Belehrung oder durch den Hinweis, daß man etwas falsch mache, aus dem Weg geräumt werden, sondern höchstens durch eine gelingende Begegnung korrigiert werden. Als Wissen, das sich im Alltag bewährt hat, ist es nämlich nicht defizitär, denn wer wollte leugnen, daß das Unfaßbare unfaßbar ist? Das tägliche Leben bietet kein Anlaß, daran zu zweifeln. Ja nicht einmal die Gleichnisse selbst tasten die Unfaßbarkeit des Unfaßbaren an. Die gelingende Begegnung mit ihnen, kann aber erfahren lassen, daß man vom Unfaßbaren erfaßt und so von der Mühe des Alltags befreit werden kann, ohne dadurch dem Unfaßbaren als solchem näher zu kommen. Diese Erfahrung ermöglicht auch einen neuen Umgang mit dem Wissen, das sich im Alltag bewährt hat, ein Umgang, der es nicht obsolet werden läßt.⁴⁸ Das Präsens des ersten Teils weist also daraufhin, daß die Klage auch den Alltag des Lesers prägt, daß

47 Das 'wir' darf jedoch nicht nur als zur Klage verführendes verstanden werden, sondern soll auch darauf Hinweisen, das wir, die Leser, uns oft ebenso verhalten, d.h., uns am Wörtlichen festklammern und dabei das Eigentliche verpassen, bzw. vom Eigentlichen verpaßt werden.

48 Als implizit obsolet erweist es sich hingegen dann, wenn es sich im Chor der Klagenden darauf beruft, daß man nur das tägliche Leben habe, dann trotzdem die Hoffnung auf die Weisen setzt.

sich dieser also in keiner komfortableren Lage vorfindet als die Vielen, während das Perfekt andeutet, was den Klagenden im Wege steht. Es bleibt jedoch bei einer Andeutung, denn dieses Wissen kann nicht aus Gründen, die aus dem täglichen Leben zu gewinnen wären, als revisionsbedürftig erwiesen werden.

B) Der zweite Teil berichtet im Tempus der erzählten Welt von einem Gespräch. Mit *Weinrich*⁴⁹ aber gegen *Engel*⁵⁰ ist dieses nicht in der Vergangenheit anzusetzen, sondern setzt als erzählte Welt lediglich eine größere Distanz zum Leser voraus. Diese wird jedoch durch die direkte Rede des Dialogs wieder wett gemacht, indem diese ihn zum Mithörer macht, und ihm so die Begegnung mit einem Gleichnis ermöglicht und zwar eine Begegnung, die das Gelingen weder erzwingen kann noch will. Weshalb dann der Wechsel zum Präteritum, wenn das, was er signalisieren soll, durch die direkte Rede gleich wieder rückgängig gemacht wird?

1) Der Wechsel der Sprechhaltung⁵¹ unterbricht die eintönige Klage des ersten Teils, der ganz aus der Perspektive der Klagenden geschrieben ist. Unterbrochen wird zugunsten eines Einwandes aus der Perspektive eines einzelnen, der die Ansicht der Klagenden nicht teilt. Ohne spezielle Kennzeichnung würde sein Einwand – und damit der Perspektivenwechsel – vom Leser wohl kaum wahr- und damit ernstgenommen, zumal bereits mit dem nächsten Satz, d.h. dem Votum des Vertreters der Klagenden, wieder die Perspektive des ersten Teils überhand nimmt.

2) Insofern kann der Wechsel der Sprechhaltung andeuten, daß hier der Identifikationsprozeß unterbrochen wird. Doch ist diese Andeutung

49 Vgl. Anm. 10.

50 Vgl. Anm. 12.

51 Vgl. Anm. 10.

sehr verletzlich, da wieder die Perspektive der Klagenden überhand nimmt.⁵²

3) Trotz dieser Verletzlichkeit weist der Wechsel auf die entscheidende Stelle hin, nämlich auf die erneut gewährte Chance. Wenn etwas mit dem Leser passiert, dann passiert es hier. Doch selbst wenn nichts passiert, kann das Votum des Einen wenigstens einen Wechsel in der Erwartungshaltung hervorrufen und so vielleicht das Gelingen etwas befördern. Derjenige, der diesen Wink versteht, klagt zwar immer noch, doch nun mit erneuerter Hoffnung.

4) Als lediglich halb durchgeführter Wechsel vermeidet er die distanzierende Darstellung der indirekten Rede und verhindert so, daß man den zweiten Teil als theoretische Erläuterung des ersten Teiles liest und damit das Problem einer den Gleichnissen gemäßen Einstellung auf die Frage der Aufklärung reduziert. Es ist nämlich gerade nicht Sache des Gespräches, Anweisungen zu geben, wie man zum Verstehen kommt. Sache des Gespräches bzw. des Einwandes des Einen ist es hingegen, die Begegnung mit einem Gleichnis zu ermöglichen. Da der zweite Teil trotz des Wechsels der Sprechhaltung keine Rede ist, die „die Existenz des Sprechers und Hörers aus dem Spiel“⁵³ läßt, sondern dem Leser neu die

52 Ähnlich auch *Strohschneider-Kohrs*, die den Identifikationsprozeß zwar mit dem Ende des ersten Erzählteils abgeschlossen sieht, es aber nicht ausschließt, „daß die Überzeugungskraft der bisherigen, so plausiblen Redemittelung weiterwirkt und den Leser dazu veranlaßt, den abwehrenden, den ‘Sinn’ von Gleichnissen bezweifelnden Standpunkt zu übernehmen und auch angesichts der dialogisch sich fortsetzenden Textaussage zu verteidigen und zu vertreten. Denn das ‘wir’ des ersten Erzählteils birgt zugleich auch diese Möglichkeit: es nimmt den die ‘Identifikationsbrücke’ betretenden Leser mit hinein in die ‘Selbstverständlichkeit’ des Redens von Gleichnissen, – überträgt auf ihn den gewissen Bekanntheits- oder Vertrautheitsgrad der Erfahrung, von der hier die Rede ist.“ (Erzähllogik 305 [s. Anm. 13])

53 *Weinrich*, *Tempus* 47 (s. Anm. 8).

Chance zu einer Begegnung mit einem Gleichnis bietet, erweist er sich als unverzichtbar. Denn Verstehen bzw. der Gewinn einer Einstellung zu den Gleichnissen ereignet sich, wenn überhaupt, dann nur in der unmittelbaren Begegnung. Daß der zweite Teil trotzdem von einer scheiternden Begegnung erzählt, zeigt, daß der Text die Unverfügbarkeit ernst nimmt. Er führt einerseits das Scheitern weder auf eine mangelhafte Bildung der Klagenden⁵⁴ noch auf die Verwendung einer inadäquaten Sprache durch die Weisen zurück, noch gibt er zu verstehen, daß der Eine den Klagenden irgend etwas – und sei es dies, daß er trotz des Fehlens entsprechender Hinweise eben doch ein Weiser ist –, voraus hat. Der Text führt andererseits auch das Gelingen nicht auf sich selbst zurück, indem er sich etwa als Text darbieten würde, der das Unverfügbare verfügbar macht. Im seltenen Fall, daß diese Begegnung gelingen sollte, ist man von der täglichen Mühe frei. Gelingt sie hingegen nicht – und dies scheint der Normalfall zu sein –, so bleibt nichts anderes, als wieder in die kurzzeitig unterbrochene Klage einzustimmen. An der Klage der Vielen hat auch der Text Anteil, denn er vermag das Verstehen nicht zu bewirken. Als Klagelied versinkt er aber nicht in Trauer, sondern zeugt von einer schwachen Hoffnung, die von der Lebenserfahrung der Weisen her genährt wird. Der zweite Teil bietet trotz der Klage die Chance, allenfalls doch noch eine entsprechende Erfahrung zu machen, ohne aber das Gelingen erzwingen zu können.

4. 3 Die zwei Sphären

Der erste Teil läßt einen Gegensatz von täglichem Leben und

54 So spricht z.B. *Philippi* in bezug auf die Vielen von einer „Prädisposition“, die das Verstehen verunmöglicht (Erzählen 250 [s. Anm. 6]), und *Beckmann* spricht vom Standpunkt des naiven Menschen (vgl. Anm. 35).

sagenhaftem Drüben erkennen, der in den Augen der Klagenden aus zwei absolut unvereinbaren Sphären besteht. Demgegenüber stellt sich der im zweiten Teil angesprochene Gegensatz anders dar. Für die Weisen bzw. den Einen mag die Trennung zwar in dem Sinn strikt sein, daß ihnen ein Hinübergehen in den Bereich der Gleichnisse nicht möglich ist. Trotzdem ist sie aber nicht so strikt, daß das sagenhafte Drüben für immer ins Drüben verbannt bliebe und damit wirklich irrelevant wäre. Es kommt in den Gleichnissen zur Sprache und kann so seine befreiende Wirkung entfalten, eine Wirkung, von der die Klagenden nicht einmal zu träumen wagen. Insofern kommt der Gegensatz als etwas Unüberwindbares, das trotzdem bereits überwunden ist, zur Sprache. In der den Text abschließenden Bemerkung gesteht der Eine dem Vertreter der Vielen zwar einen Gewinn in der Wirklichkeit⁵⁵ zu, für den Bereich des Gleichnisses jedoch diagnostiziert er einen Verlust. Sich selbst hingegen würde er wohl eine positive Beziehung zu beiden Bereichen bescheinigen, wobei die Beziehung zur Wirklichkeit nicht mehr dieselbe ist wie diejenige der Klagenden, sondern durch die Beziehung zu den Gleichnissen verändert wurde. Es ist wohl unpräzise zu sagen, daß er *zum* Gleichnis wurde.⁵⁶ Denn erstens fehlt ihm Text das ‘zum’, und zweites wurde er nicht in die Welt der Gleichnisse versetzt. Ein Blick auf die zweite Hälfte der Apodosis kann verdeutlichen, was mit ‘Gleichnis-werden’ gemeint ist. Derjenige, der den Gleichnissen folgt, ist bereits frei geworden und ist nun

55 Hier folgen wir *Strohschneider-Kohrs*, die ‘in Wirklichkeit’ nicht einfach als Ersatz für ‘wirklich’ versteht, sondern – aufgrund des Gegensatzes zu ‘im Gleichnis’ – diesen Ausdruck mit »im Bereich der Wirklichkeit« umschreibt (Erzähllogik 309 [s. Anm. 13]).

56 Einige Interpreten (z.B. *Bernheim* [vgl. Anm. 37] und *Philippi* [vgl. Anm. 6]) verstehen dies so. Dies führt dazu, daß der Zusammenhang mit der Wirklichkeit verloren geht.

frei. D.h. seine neue Existenz ist von der Freiheit geprägt.⁵⁷ Analog dazu kann man sagen, daß die Existenz dessen, der Gleichnis geworden ist, von den Gleichnissen geprägt ist, denn die Befreiung von der Mühe des Alltags läßt sich nicht vom Zuspruch der Gleichnisse trennen. Die Beziehung zu den Gleichnissen hat ihn, der noch in derselben Wirklichkeit wie die Klagenden lebt, so verändert, daß sich nun beide Beziehungen positiv gestalten. Oder anders formuliert : Die Gleichnisse gehören nun konstitutiv zu seiner Wirklichkeit, die mehr umfaßt als nur das tägliche Leben. Der Vertreter der Klagenden hingegen, der sich selbst auf die Dinge des Alltags beschränkt, ahnt vielleicht ganz schwach, was ihm dabei entgeht.

4. 4 Die zwei Teile als Einheit – oder : Klage in Gewißheit

Der Text ist trotz der zwei Teile eine Einheit. Es kann auf keinen der beiden Teile verzichtet werden, denn ohne den ersten wüßte man nicht, wozu die Gleichnisse gut sind, und ohne den zweiten würde einem die Chance zur Begegnung mit einem Gleichnis fehlen. Nur so kann der Leser vom Mit-Klagenden zum Hörer werden. Die Chance muß geboten werden, denn die Lebenserfahrung der Weisen, auf der die Hoffnung der Klagenden beruht, ist der einzige Lichtblick inmitten der Klage. Festzuhalten ist jedoch, daß, obwohl die Hoffnung nicht auf einer besonderen Lehre über etwas, das außerhalb des eigenen Erfahrungsbereiches liegt, beruht, die Klagenden trotzdem nach dem sagenhaften Drüben fragen, das in den Gleichnissen nur andeutungsweise zur Sprache kommt. Diese abwägende Haltung hindert sie daran, den ersten Schritt

57 Hinzuzufügen ist, daß Freiheit nur als etwas Gewährtes Freiheit sein kann. Freiheit, die man sich verschaffen muß, ist immer bedroht und schafft so neue Unfreiheit.

wagen. Dabei verspielen sie das, was die Attraktivität des Lebens der Weisen ausmacht, zugunsten einer Theorie, die auf kühlem Rechnen basiert. Aufgrund dieser Theorie, so meinen sie wohl, sei ihnen das möglich, was die Weisen bereits haben, nämlich ein von der Mühe des Alltags befreites Leben. Oder sie glauben, daß sie ihnen ermögliche, die verpaßten Schritte rasch und zielsicher nachzuholen. Sie bemerken scheinbar nicht, daß der Eine nur davon sprechen kann, weil er davon lebt, während sie dies wohl nicht können, weil ihnen der Zugang zu den Gleichnissen verschlossen bleibt.⁵⁸ Dieser Gegensatz von verstehenden Weisen und ‘unverständigen’ Klagenden wird nun nicht unter dem Aspekt thematisiert, wie es möglich ist, die Unverständigen zu belehren, sondern der Gegensatz kommt als Dilemma zur Sprache, als Dilemma, das der Text selbst nicht löst. Das Gespräch und der Text, beide können nahtlos wieder in die Klage einstimmen.⁵⁹ Denn der Vertreter der Klagenden vermag keinen Gewinn in der Wirklichkeit zu erkennen. Die Wette hat ihm nichts gebracht. Insofern steht am Schluß die Klage aber auch die Gewißheit, daß die Gleichnisse nicht am Ende sind, sondern daß am Ende nur Gleichnisse weiterhelfen können. Da sie aber nur so selten helfen, bleibt auch dem, der hofft, Grund genug zur Klage – allerdings nicht mehr einer Klage, die resigniert hat, sondern einer, die von Hoffnung zeugt.

Was meint nun das sagenhafte Drüben? Da sich der Text einer Antwort verweigert, indem er sich geradezu dagegen sträubt, dieses sagenhafte Drüben als solches zu thematisieren und zu definieren, soll diese Frage offen bleiben.

58 Eine Metasprache, die die Wahrheit der Gleichnisse fundieren könnte, ist daher unmöglich.

59 Dasselbe gilt auch für den Leser, es sei denn, er wurde zum Hörer.

5 Beunruhigende Gleichnisse?

Würde man die Klagenden nach der Notwendigkeit der Gleichnisse fragen, so würden sie wohl verständnislos den Kopf schütteln. Wie kann etwas, das ihnen unverständlich ist, notwendig sein? Gleichzeitig ist aber nicht zu übersehen, daß sie sich beklagen, daß sie also etwas beunruhigt. Sie suchen nach Rat, werden aber in ihrer Erwartung enttäuscht, weil die Worte der Weisen nicht die Hilfe bieten, die sie sich davon versprechen.

Interessanterweise wird die Frage, warum sie ihre Hoffnung auf die Weisen (seien dies nun irgendwelche Geistliche oder Dichter) setzen, nicht gestellt. Dabei wäre es doch – und dies gerade auch dann, wenn man wie *Beckmann* (Prozeß 200 ff. [s. Anm. 6]) explizit von Dichtern und Literatur spricht – interessant zu wissen, warum sie – trotz ihres Eingeständnisses, sie hätten nur das tägliche Leben – mit *Hilfe von außen* rechnen. Ihre Hoffnung auf Hilfe basiert wohl auf der Lebenserfahrung der Weisen und nicht auf einer besonderen Lehre über etwas, das außerhalb deren und auch ihrer eigenen Erfahrungsbereiche liegt. Offenbar wird ein Weiser nicht als solcher angesprochen, weil er schwer- oder sogar unverständliches Zeug redet, sondern weil er gelernt hat, die tägliche Mühe zu meistern, oder genauer: weil er anders mit den Dingen, mit denen man sich jeden Tag abmüht, umgehen kann. Dies impliziert eine gewisse Distanz zu den Dingen des Alltags, eine Distanz aber, die weder eine Flucht in eine andere z.B. in eine ‘fiktive’ Welt der Gleichnisse ist, noch dadurch zustande kommt, daß man sich selbst von den Dingen des Alltags distanziert. Vom Weisen wäre nun zu erwarten – und die Klagenden tun dies trotz allem immer noch –, daß er Hilfe bieten kann, wie die Dinge des täglichen Lebens zu bewältigen sind. Seine Worte zeugen jedoch

davon, dass sich die erfahrene Befreiung nicht auf eine nüchterne und leicht nachvollziehbare Anweisung reduzieren lassen. Seine Worte sollen diese Befreiung aber ermöglichen. D.h., hier steht einer Sprache, die das zur Befreiung notwendige Wissen vermittelt, eine Sprache gegenüber, die diejenigen, die zu hören vermögen, befreit. Das bedeutet nun, daß trotz der Klage, die angesichts der Unverwendbarkeit der Gleichnisse auch als Totenklage für die Gleichnisse verstanden werden könnte, die Gleichnisse nicht am Ende sind, sondern daß am Ende ein Gleichnis steht, das von der Hoffnung zeugt, daß das Gelingen durchaus möglich ist.

Es kann also, so beunruhigend die Gleichnisse auch sein mögen, nicht auf sie verzichtet werden. Sie sind und bleiben notwendig – und insofern notwendig –, weil das nicht herbeizuzwingende Befreiende in ihnen zur Sprache kommt.

——文学部准教授——